

Fräulein Doktor

Beilage zum
„Rheingauer Beobachter“.

Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Eltville.
 Verlag von Maxim Beuge's Buchdruckerei, Eltville a. Rh.

fräulein Doktor.

Eine Geschichte von Hans Seefeld.



„Lini sauste das blanke Zweirad des Doktor Kant durch den kleinen flatternden Birkenwald, der zwischen Osterwitz und Sonnendorf lag.“

So ein schöner, klarer, sonniger Sommertag. Silberne Spinnfäden tanzten in der Luft und die Ebereschensbäume an der Chaussee prangten im Schmutz ihrer leuchtenden glänzenden Früchte wie ein Wald von Korallen. Dahinter steckten in dunkelgrünen Fäden die Tannenwälder auf den freundlichen Bergen.

Herr Doktor Kant sah das alles nicht. Er war verdrießlich, und wenn man verdrießlich ist, geht einem alles schief! Denn ärgerliche Gedanken ziehen ärgerliche Dinge heran, sagte ein indischer Weiser und dieser scheint recht zu haben. Puff! — pff! — das Rad stand still. Der Doktor stieg herunter und knurrte: „Hol's der Henker! Auch das noch!“

„Hier ist er, was soll er holen!“ rief eine lustige Stimme, und der Mann richtete sich erschrocken auf und grüßte die Dame, die ebenfalls mit dem Rad gekommen war und nun lachend absprang.

Die junge Dame hatte die Mühe vom Haar genommen und trocknete sich die Stirn. Dann kniete sie neben das Herrenrad und dreht am Ventil.

„Der Gummi war nur schlecht, Herr Doktor, das läßt sich schon machen!“

„Ich habe aber kein Ersatzstück mit hier!“

„Das ist unpraktisch! Ich denke, Sie sind praktischer Arzt!“

Lachend schnallte sie ihre Werkzeugtasche auf und gab ihm alles Erforderliche. „Tausend Dank, gnädigstes Fräulein!“

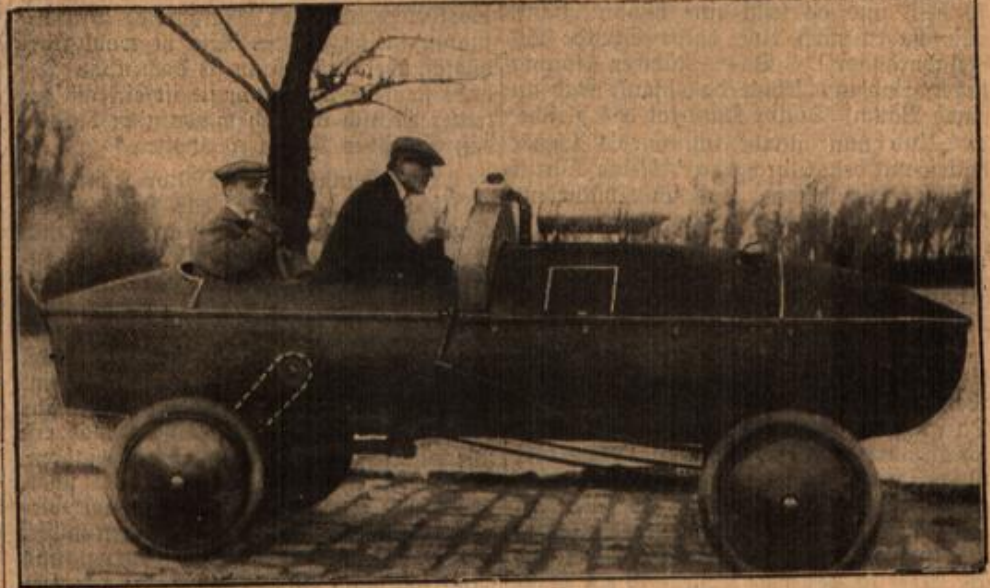
„Sagen Sie doch gleich allergnädigstes!“ lachte sie. „Ich meine immer, beim Sport, ob's Bergfraxeln oder Rudern oder

Radeln ist, kleidet so was gar nicht, da gibt's nicht Gnädiges! Da sind alle Kameraden, und das ist gerade nett!“

Endlich war das Rad in Stand. Der Doktor setzte seinen Hut wieder auf. „Schade!“ dachte das muntere Mädchen. „Ohne Hut ist er viel hübscher! Das dicke dunkle Haar mit dem graden Scheitel, das

„Ich könnte ja etwas vom rettenden Engel reden!“ antwortete der Doktor. „Aber so dankbar ich Ihnen bin, mir ist nicht darnach! Ich habe nicht die beste Laune!“

„Das merke ich!“ meinte das Mädchen, das neben ihm her fuhr. „Aber das ist nicht gut! Launen sind ansteckend, man erwischt



Das neue Hydro-Automobil auf der Landstraße.

Die obige Abbildung zeigt ein neu konstruiertes Automobil, das sich sowohl auf dem Lande, als auch im Wasser fortbewegt. Das Hydro-Auto unterscheidet sich, wie die Abbildung zeigt, nur wenig von einem gewöhnlichen Rennautomobil. Die Karosserie ist ein wenig gehoben. Das Auto-Boot wird von einem Vierzylinder-Motor von 16 HP. getrieben und erreicht auf dem Lande eine Geschwindigkeit von ca. 75, im Wasser eine solche von 18—20 km pro Stunde.

macht ihn so jung!“ — Dann schnallte sie die kleine Werkzeugtasche zu und stieg wieder auf.

„All Heil, Herr Doktor! Es war doch gut, daß ich Ihnen begegnete! So sahen Sie noch 'ne Stunde hier oder wanderten bescheiden fürbass neben dem lustleeren Gummischlauch.“

sie, wie die Masern! Wollen Sie sich nun von meiner guten, oder soll ich mich von Ihrer bösen anstecken lassen? Ich will Ihnen raten, erzählen Sie, was Ihnen Schlimmes passiert ist. Das hilft meistens!“

„Ach!“ seufzte der Arzt und seine Stirn wurde wieder düster.

„Wo ging denn der tiefe Seufzer hin?“ lachte das Mädchen wieder.

Der Mann ärgerte sich fast über den unverwundlichen Humor. Aber eben hatte ihm das Mädchen so freundlich geholfen bei seinem kleinen Unglück, da konnte er doch nicht unliebendwürdig werden. Sie hätte ja auch vorüberfahren können. Zehn andere junge Damen hätten das sicher getan. Darum antwortete er mit einem kleinen Lächeln: „Nach Reinhardtsdorf!“

„Nach Reinhardtsdorf soll der Seufzer? Was soll er denn dort in dem lieben kleinen Nest? Ich fahre nämlich grade dahin!“

„Was er dort soll? Ja, das versteht ein sorgloses junges Mädchen nicht! Konkurrenz! Das ist ein böses Wort! Wenn man seine Semester abgelesen hat auf der Universität, und dann als Assistent an der Klinik, wo man nichts verdient, da packt einen jeden rechten Kerl der Ehrgeiz, daß er nun nicht mehr aus Muttters Tasche leben will. Man will auf eigenen Füßen stehen, will verdienen. Ich erzählte Ihnen ja schon, daß ich erst ein halbes Jahr hier bin. Erst wollte mir's nicht recht gefallen in den freundlichen Bergen hier. Die Leute reden anders als in der Heimat und dann, sie sind so scheu und voll Aberglauben! Es war kein leichtes Anfangen. Nun habe ich gemeint, sie beginnen Vertrauen zu haben, und ich fasse hier festen Fuß. — Osterwitz ist kein, dort kann kein Arzt existieren. Aber Sonnendorf, Regenau und vor allem Reinhardtsdorf gehören dazu, ich dachte, wenn ich tapfer bin und halte es eine Weile aus, dann seye ich mich durch und nun —“

„Und nun? Wollen wir mal einen Moment absteigen, Herr Doktor? Es ist so heiß und da steht eine hübsche Bank. Wir haben noch eine halbe Stunde bis Reinhardtsdorf!“ Das Mädchen sprang behende ab und lehnte das blanke Rad an einen Baum. Doktor Kant tat das gleiche.

„Und nun glaube ich, wird's schwer halten mit dem Durchgehen! Meine Wirtin erzählte mir gestern, daß ich Konkurrenz kriege!“

„In Reinhardtsdorf? Das ist wohl ein Irrtum, Herr Doktor! Ich bin doch dort ziemlich bekannt!“ Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Nein, leider ist es kein Irrtum, Gnädigste! Ich kriege sie und was für welche. Wenns noch ein Mann wäre, ein Kollege. Da ging ich hin und sagte ihm ein deutsches Wort: Kollege, für zwei langts hier nicht. Da ist's zuviel zum Verhungern und zu wenig zum Sattwerden! Es ist besser, einer von uns geht anders wohin, liegt Ihnen viel dran, hierzubleiben, dann geh ich. Aber ja, der neue Kollege ist ein weibliches Wesen. Die Nichte vom Apotheker Brunnemann soll's sein, die soll sich da niederlassen, sagt Frau Wendler. O je, überhaupt die studierten Weiber. Ich hab noch genug von der Universität, wenn sie in die Hörsäle kamen mit ihren garstigen Reformkleidern, den Klemmer auf der Nase, nichts von Anmut, nichts von Liebendwürdigkeit!“

„Nun hören Sie aber auf, Herr Doktor! Vielleicht ist Ihr künftiger Kollege in Reinhardtsdorf mal ganz das Gegenteil!“ sagte das Mädchen munter.

„Nein, wahrhaftig nicht. Ich habe sie gesehen.“

„Sie haben sie gesehen. Und wie schaut sie denn aus?“

„Wie soll sie aussehen!“ meinte verdrießlich der junge Arzt. „Gerade wie die anderen in den Hörsälen von Berlin. Ein Haarbüschel wie ne Kastanie groß fest am Hinterkopf, so unliebendwürdig wie nur möglich. Eine lange hagere Gestalt, in einem möglichst schmucklosen Kleide, die unvermeidliche Brille, so stand sie neulich unter den Kastanien vor der Apotheke mit Herrn Brunnemann. Ich wäre gern abgestiegen, ich plaudere gern mit dem Apotheker, er ist ein kluger Mensch. Aber der weibliche Doktor verdarb mir die Freude.“

„So schrecklich sind Ihnen studierte Frauen?“

„Ja, mein Fräulein, Ich kann mir nicht helfen. Wenn ich schon das Seziermesser sehe in weiblicher Hand. Es ist eine natürliche Abneigung, nicht etwa bloß „Futterneid!“

„Futterneid? Sagen wir lieber „Der Kampf ums Dasein“, Herr Doktor. Das klingt menschlicher.“

„Meinetwegen, der Kampf ums Dasein. Es war nur elend, wenn ich die Waffen strecken sollte in diesem Kampf und der Mann unterliegen gegen eine Frau. Und das kann leicht kommen. Denn wie ein Kräuterweibel aus dem Buch sieht das Fräulein Doktor grad aus und zu so was haben die Landleute hier gewiß mehr Vertrauen als zu dem herbeigelaufenen Berliner Doktor!“

„Ich glaube, Sie sind ungerecht, Herr Doktor. Die Dame unter den Kastanien vor Brunnemanns Apotheke ist Ihrer Beschreibung nach allerdings des Apothekers Nichte, Margarete Brunnemann, meine Kusine. Sie ist wohl nicht hübsch, aber dafür kann sie doch nicht. Ich habe sie sehr lieb, denn sie ist ein gütiger treuer Mensch und ich werde nicht dulden, daß Sie über Margarete spotten.“

„Verzeihung!“ sagte Doktor Kant. Es tat ihm aufrichtig leid, das junge Mädchen, das immer so lustig und freundlich war, getränkt zu haben. Er hatte sie zufällig auf der Osterwitzer Hausfirmis getroffen und mit ihr getanzt. Dort hatten sie mit den Töchtern des Gutsbesizers und einigen Studenten, die in den Ferien da waren, sich vergnügt unter den Landleuten. Nachher hatte er sie öfters auf dem Rade getroffen und war hier und da mal ein Viertelstündchen an ihrer Seite gefahren. Sie gefiel ihm sehr und er hatte schon manchmal darüber nachgedacht, um wieviel die Praxis sich noch vergrößern müsse, ehe er sich eine Frau holen könne, und dann war ihm immer das kleine muntere Fräulein eingefallen, was so fröhlich und so kameradschaftlich war, ohne Ziererei, so recht ein Kind aus den Bergen. Nun fragte er, wo sie zu Hause sei. Da wurde sie ein wenig traurig und antwortete: „Eigentlich nirgends!“ Eltern habe ich nicht mehr. Für gewöhnlich bin ich in der Stadt, um was zu lernen und die Ferien bin ich immer irgendwo zu Gast!“

„Ferien!“ sagte Doktor Kant mit einem verträumten Lächeln, das ihn wieder so jung machte. „Ferien! — das ist nun auch schon wie ein Traum aus ferneren Jugendentagen“ — und plötzlich setzte er heftig hinzu: „Himmel, was gäbe ich drum, wenn

ich nur nächste Woche einmal ein paar Tage Ferien hätte!“

„Grad nächste Woche? Was gibt's denn da Schönes?“ fragte das Mädchen.

„Meine kleine Schwester hat Hochzeit. Die einzige Schwester, die ich habe, mit meinem besten Freunde.“

„Nun, da fahren Sie doch hin.“

„Ich kann ja nicht!“ meinte der ganz verzweifelt. „Ich kann doch unmöglich jetzt hier fortlaufen, wo die Leute anfangen, Vertrauen zu haben.“

„Haben Sie denn keinen Freund, der Arzt ist, der Sie so lange vertreten könnte?“

„Ja, solchen Freund habe ich wohl. Aber der kann die Lage noch weniger abkommen als ich, denn er ist der Bräutigam.“

„Das ist allerdings ein schwieriger Fall!“ lachte das Mädchen. „Aber wollen wir nicht weiter? Ich bin ausgeruht!“

Eine Weile rollten die Räder nebeneinander her und die beiden Leute sprachen nicht.

„Sicher das netteste Mädel von allen vier Dörfern!“ dachte er zufrieden und seine Laune wurde wirklich ein bißchen besser. „Haben Sie denn grade viel Ernstes und Schwieriges in der Praxis?“ fragte das junge Mädchen jetzt.

„Durchaus nichts. Gar nicht viel, momentan aber doch soviel zu tun, daß ich nicht einfach ein paar Tage davonlaufen kann.“

„Ich will Ihnen einen Rat geben, Herr Doktor. Ich werde meine Kusine bitten, den abscheulichen weiblichen Doktor, Sie für die Lage zu vertreten.“

„Aber gnädiges Fräulein, das wäre doch ganz falsche Taktik. Da liefere ich mich meinem Feinde ja lebendig aus, gebe meine paar Patienten sicher in ihre Hände. Sie sind ein gutes Kind und wollen überall helfen, wie bei dem Radfahrereunglück vorhin, aber das geht wirklich nicht.“

„Herr Doktor, Sie haben bloß im Ohr, was Ihre vortreffliche Wirtin gesagt hat. Aber so nahe ist die Gefahr gar nicht. Meine Kusine ist noch lange nicht soweit sich hier niederzulassen. Sie hat auch gar nicht viel Lust dazu, nur Onkel Brunnemann wünscht es. Denn Kinder hat er nicht, und uns zwei Nichten hat er sehr lieb und möchte uns am liebsten ganz hier haben. Ich fragte, ob Sie ernste und schwierige Fälle haben, weil das Fräulein Studio noch lange nicht fertig ist. Denn, wenn Sie solche hätte, könnte sie es gar nicht wagen, aber so! Nun, wollen wir sie bitten? — Ich darf natürlich nicht erzählen, daß sie aussieht, wie ein Kräuterweibchen.“

Da stieg wieder ein tiefer Seufzer aus der Doktorbrust nach Reinhardtsdorf, aber diesmal wars ein Seufzer der Erleichterung. „Liebes Fräulein, nun sind Sie mir wirklich ein rettender Engel! — Wenn das ginge, wie würde Lisbeth sich freuen, so heißt meine kleine gute Schwester, und meine liebe alte Mutter. Wie die sich wohl freut.“

„Ich werde Margarete Bescheid geben und wenn Sie mit Ihren Kranken fertig sind, steigen Sie in der Apotheke ab. Ist's recht, Herr Doktor?“

„Tausend Dank! Ich komme!“

„Auf Wiedersehen! Ich muß jetzt rechts ab, denn ich will noch zum Töpfer,

Preißelbeertruten bestellen. „Al! Heil!“ — Da flog sie hin.

Der Abend war schon still über die Felder gezogen und ein lichtiges Rot lag über den kleinen freundlichen Häusern von Reinhardsdorf, spiegelte sich in den kleinen blanken Fensterscheiben und auf dem langen Mühlteich, auf dem eine Schar schneeweiße Enten schwammen.

Da lag die alte Apotheke gemütlich unter den großen Kastanien, von denen schon die Blütenblätter im Abendwind herabrieselten. Ein steinerner Rohrbrunnen plätscherte auf dem Platz. Der Provisor stand in der offenen Tür und rauchte sein Pfeifchen. „Der Herr Brunne- mann sei über Land, aber die jungen Damen seien im Garten und erwarteten Herrn Doktor,“ bestellte der junge Mann. Doktor Kant dankte ihm freundlich und ging durch das Haus.

In dem großen, gutgepflegten Garten saßen die beiden Mädchen an einem hübsch gedeckten Tisch, gerade so, wie er es eben geträumt hatte. Jetzt standen sie auf und begrüßten ihn. Margarete Brunnemann hatte das dunkle Reformkleid heute nicht an, sie trug eine weiße Bluse und sah ganz freundlich und lebenswürdig aus.

Es ist ein peinliches Gefühl, wenn man jemanden, von dem man eben unfreundlich gesprochen oder gedacht hat, um eine Gefälligkeit bitten muß. So ging es jetzt Doktor Kant.

„Niese hat mir schon alles erzählt, Herr Doktor!“ sagte das Mädchen und bot ihm einen Stuhl an.

Also „Niese“ hieß das liebe muntere Ding. Heinrich Kant sah sie wohlgefällig an. Sie hatte den grauen Radfabrikanzug mit einem hellgeblühten Sommerkleid vertauscht, das ihr ganz reizend stand.

(Fortsetzung folgt.)



Rosa Rosen.

Sticze von A. Weber.



Der Schnellzug brauste dahin; an Kornfeldern, die voll üppigen Segens standen und an Dörfern vorbei, deren rote Dächer im Sonnenlicht leuchteten, und der Wald schob seine Grenzen bis dicht an den Bahndamm hin, wenn nicht die sanftgewellten Flächen der Wiesen ihn in den Hintergrund drängten. Im allgemeinen war die Gegend Flachland, und nur ganz hinten in der Ferne gelagten sich die blauen Silhouetten der Berge.

Trude Went sah ganz allein im Abteil, hatte den Hut über sich ins Netz gelegt und den hübsch frisierten Blondkopf, dem das Luftkissen eine schmiegsame Stütze bot, an die hölzerne Rückenwand gelehnt. Ihre Augen sahen unausgesetzt auf das schnell wechselnde Bild vor dem Koupee-fenster, an dem der Zug unermüdet vorüber raste. Zwei Stunden lang war sie bereits gefahren, und noch dreiviertel Stunden ging es so fort; dann hatte sie ihr Ziel erreicht, sie war zu Hause.

Genau fünfzehn Monate hatte sie in der Fremde gewohnt. Ostern war es ein

Jahr her gewesen, daß sie nach Berlin fuhr, „um sich einmal in der Welt umzusehen“. Im ersten Sommer hatte sie keinen Urlaub bekommen; erst jetzt hatte ihr der Chef vierzehn Tage frei gegeben, und diese Zeit benötigte sie, um einmal wieder nach Hause zu reisen.

Je näher sie ihrem Ziele kam, desto mehr klopfte ihr das Herz. Der Ort, an dem ihre Tante eine Gastwirtschaft betrieb, war ein Luftkurort mittleren Ranges, der vom guten Mittelstande in alljährlicher steigender Frequenz aufgesucht wurde. Es hatte im Geschäft unter den Kolleginnen manchen bewundernden Blick gegeben, als sie diesen Ort als ihr Reiseziel nannte. Daß sie dort zu Hause sei, hatte sie wohlweislich verschwiegen. Was ging es denn die anderen an, daß sie den Ferienaufenthalt umsonst hatte! Es genügte vollkommen, wenn sie einige Ansichtskarten von dem „Hotel“ sandte, in dem sie wohnte, und nach ihrer Rückkehr erzählte, wie teuer die Pension dort sei!

Trude Went war schon in zartester Jugend von der Tante Rosen in Pflege genommen worden, da ihre Eltern beide gestorben waren, als sie ihr zweites Lebensjahr vollendet hatte. Tante Rosa war also zu Trude genau dasselbe, was anderen eine Mutter ist. Sie hatte es auch gewollt, daß ihre Nichte nach Berlin ging, um dort etwas Schluß zu erhalten. Denn wenn sie auch bei Tante Rosa Rosen viel gelernt hatte, an so ein neumodisches Delikatessgeschäft reichte deren Kunst doch nicht heran. Trude sollte also die Augen aufsperrn und alles, was sie gesehen hatte, nachher der Tante getreulich berichten, damit diese es nachmachen konnte.

Aber wann Trude dieser ihrer Pflicht gedachte, dann pochte ihr Herz, denn sie hatte ein schlechtes Gewissen. In der ersten Zeit hatte sie ja gut aufgemerkt und der Tante manch schätzbares Rezept gesandt. Aber dann hatte ihr Eifer immer mehr nachgelassen, denn ihre Augen waren von den verführerisch lodenden Dingen weitergewandert zu dem flotten, hübschen Traiteur, dessen geschickte Hände aus dem primitiven Urstoffien all die feinen Dinge schufen, die das Geschäft berühmt machten.

„Sowas möchte ich auch können,“ hatte sie einmal in unverhohlener Bewunderung gesagt, und er hatte darauf mit leisem Lächeln erwidert: „Das werden Sie nie lernen.“

Trude war zuerst etwas beleidigt gewesen über diese Worte, die sie als Nichtachtung empfand. Aber dann gestand sich ihr ehrlicher Sinn selbst ein, daß diese Kunstfertigkeit, welche Herrn Richard Geldern zu eigen war, ihr absolut fehlte. Sie hatte viel mehr Sinn für die praktische, kaufmännische Seite des Metiers, und alle diese entzückenden Pasteten und Schüsseln, die seine geschickten Hände schufen, wandelten sich bei ihren gewandten Worten den Käusern gegenüber in blinkende Goldstücke.

„Nabadada“ knatterte die Eisenbahn. Trude steckte das Köpfchen zum Koupee-fenster hinaus. Da draußen standen dichtbesäte Lupinenwiesen, und die duftenden Wogen, die von ihnen ausströmten, zogen eine Weile mit dem dahinrasenden Zuge mit. Jetzt war sie gleich zu Hause.

Sie raffte ihr Handgepäck zusammen;

und während sie so, zum Aussteigen bereit, nahe der Tür stand, mußte sie plötzlich ans Geschäft denken und an Richard Geldern, der nun den anderen Mädchen, ihren Kolleginnen, auf Tod und Leben die Kur schnitt, und mit einem Male war ihr alle Freude an der Reise genommen.

Im Gasthaus „Zur Rose“ waren die Tische gedeckt, die Fenster mit frischen Gardinen geschmückt, und Blumensträuße prangten in den Vasen. Alles sah fröhlich und lustverheißend aus. Und dazu lachte die liebe Sonne und freute sich aller Pracht drinnen und draußen.

Die Wirtin, Frau Rosa Rosen, lehnte am Fenster und schaute hinaus. Viel Unrast steckte heute in ihr. Seufzend griff sie zur Zeitung und las, was sie schon ein dutzendmal gelesen hatte:

„Ich bin die Rose im Garten,
Du auf den Freier warten;
Wird er den Weg zum Walde gehn,
Sieht Rosa Rosen im Garten er stehn.
Dort harret der Liebe zarte Gut . . .
Nun Freierrmann, nur Mut! Nur Mut!
Und willst Du werben, willst Du's wagen,
Mußt Du eine Rose im Knosploch tragen!“

War das nicht schön gesagt, so recht poetisch, und dabei jedem verständlich, der es verstehen wollte? Ach, sie sehnte sich so nach einem neuen Glück! Ob wohl viele Freier kommen werden? Sie konnte ihre Ungeduld kaum mehr meistern; aber eine heimliche Scheu hielt sie zurück, denn ihre Nichte Trude Went sollte von ihren Plänen nichts merken. Die hätte schließlich gelacht!

In ihren Gedanken wurde sie durch den Eintritt von Gästen unterbrochen. Zuerst kam ein Herr mit einer Dame, dann ein einzelner Herr, und beide Herren hatten eine rosa Rose ins Knosploch gesteckt. Nun kam auch noch der alte Professor aus Neukruppin, der sich hier am Ort für die ganze Dauer des Sommers einquartiert hatte. Er trug sogar einen ganzen Strauß von Rosen in der Hand. Sind denn das alles Bewerber. Der lebenslustigen Witwe wird ganz siedendheiß bei dem Gedanken. Sie ist ganz verwirrt; wenn sie die Trude nicht da hätte, würden ihre Gäste heute nicht zufrieden sein.

Trude ist wie ein Kobold, so lustig und frisch. Trotzdem sie am Morgen die Eisenbahnsahrt überstanden hat, ist sie noch stinker, als Frau Rosa es einst gewesen ist, damals, vor zwanzig Jahren. Und der Trude macht das Treiben hier höllisch Spaß. Sie flüstert der Tante zu: „Daß mich nur machen, ich sehe schon, dir wird's zu viel. Ich bin jünger.“ Und sie lacht und springt; an ihrer weißen Bluse prangt eine wunderschöne rosa Rose.

Rosa Rosen überlegt noch immer. Der Herr, der mit der Dame zusammen gekommen ist, hat sich mit dem anderen Herrn in ein Gespräch eingelassen, aus dem Frau Rosa hört, daß der Herr und die Dame ein Ehepaar sind und der fremde Herr ein Versicherungsinspektor, der nur die Absicht hat, hier draußen Geschäfte anzuknüpfen. Die Rosen haben sie wohl ohne tiefere Absicht angestreckt. Bleibt also nur der Professor, aber der ist ihr zu alt. Der mag sich eine andere suchen!

Wieder kommt ein Gast, diesmal ein

ganz Fremder. Ein Mann, der Frau Rosa auf den ersten Blick gefällt. Er hat großstädtische Allüren und ist dabei doch so freundlich. Daß er der Heiratsannonce wegen kommt, unterliegt keinem Zweifel. Als sie ihm den Kaffee vorsetzt, greift er nach der Zeitung. Frau Rosa bleibt stehen und beobachtet ihn. Er liest voller Auf-

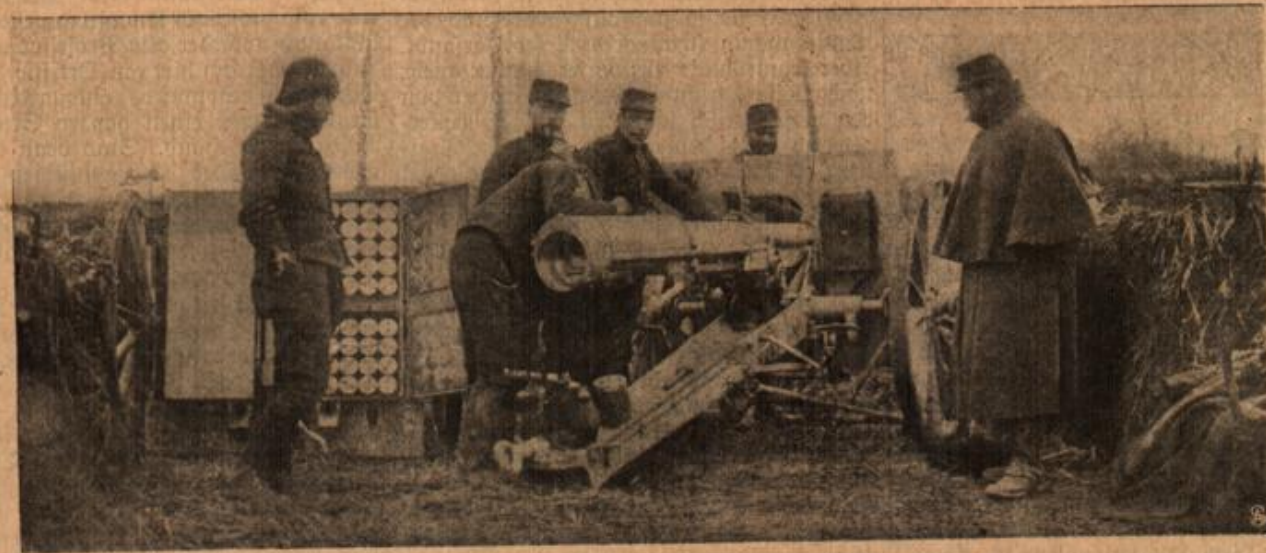
Er greift nach der Zeitung und legt sie wieder fort. Fragend sieht er sie. Aber da sie die Annonce noch nicht gelesen hat, weiß sie nicht, was er meint und sagt nur: „Wie hübsch, daß Sie hier sind! Haben Sie denn auch frei bekommen?“ „Freut Sie das?“ forschet er und versucht, ihr in die Augen zu sehen.

des fremden Gastes, der nun mit schneller Kombination die Sachlage überschaut. Er nimmt nochmals die Zeitung zur Hand. „Das ist wohl für Ihr Nichtchen?“ fragt er, auf das Inserat zeigend. Frau Rosa errödet. Sie möchte den Gast gern aufklären, aber sie geniert sich. Darum sagt sie nur „Ja“.



Zerschossenes französisches Gehöft, nördlich von St. Mihiel.

Unsere obige Abbildung zeigt uns ein französisches Gehöft, welches auch schwer unter dem deutschen Artilleriefener gelitten hat, da von dem ehemaligen Gebäude nur noch die Grundpfeiler stehen geblieben sind. — Bei den heftigen Kämpfen an der Maas haben die Franzosen auf ihren besetzt gehaltenen und stark besetzten Höhen naturgemäß ihre Artillerie in gute Stellungen gebracht. Und daß sie bei der Auswahl ihrer „Stücke“ nicht gerade auf die kleinsten Kaliber kamen, das zeigt unser unteres Bild deutlich genug. Wir sehen, wie die Artilleristen das Geschütz während einer Feuerpause reinigen, damit es dann aufs neue Verderben in die deutschen Reihen hinüberpeilen kann.



An der Maas in Stellung gebrachtes französisches Geschütz wird während einer Feuerpause gereinigt.

merksamkeit, und seine Mundwinkel vertieft ein leises Lächeln. Aber Frau Rosa Rosen hat nicht den Mut, ihn um die Bedeutung dieses Lächelns zu befragen. Ihr ist, als wandle sie im Traum. Langsam entfernt sie sich.

In diesem Augenblick kommt Trude herbeigehuscht. Als sie des Gastes ansichtig wird, stutzt sie, aber dann geht ein trohes Leuchten über ihre Züge.

„Ja!“ sagt sie aufrichtig. „Und seltsam, erst vorhin habe ich an Sie gedacht und mir vorgestellt, wie Sie nun mit den anderen schön tun . . .“

„Trude!“ jagt er vorwurfsvoll, „sehe ich so aus?“

Aber sie kann nicht antworten, denn die eifersüchtige Tante Rosa ruft sie mit schriller Stimme in die Küche. Bald darauf steht Rosa Rosen wieder an der Seite

Richard Geldern sieht eine Weile still vor sich hin.

„Ich möchte mit Ihnen einige Worte ungestört sprechen.“

Sie erglüht wie die Rosen draußen im Garten und weist nach dem Nebenzimmer; er verneigt sich leicht und folgt ihr. Dabei wirft er der in die Gaststube tretenden Trude einen Blick zu, der ihr Herz klopfen macht. In seliger Freude tritt sie ans

Feindliche Heere

Wir sind heute in der Lage, unseren Lesern zwei treffliche Bilder aus den besetzten Stellungen unserer Feinde auf dem westlichen Kriegsschauplatz bringen zu können. Zuerst ein Bild aus den Kämpfen zwischen Maas und Mosel. Wenn wir aus den täg-

behaglich sich einer wohlverdienten Ruhe hingeben können. Im Vordergrund an dem Baum sehen wir ein Telefon, durch das den ruhenden Truppen die Befehle der Kampfesleitung übermittelt werden können. Eine ganz anders geartete Befestigung zeigt uns das



Französische Befestigung auf den Maashöhen.

lichen Berichten unserer Obersten Heeresleitung immer aufs neue herauslesen, wie schwer es unseren Truppen auf jedem Abschnitt der Schlachtfront gemacht wird, auch nur einen kleinen Vorteil zu erringen, so wird

zweite Bild, das vom Kriegsschauplatz in Flandern stammt, wo uns auf feindlicher Seite vielfach englische Soldaten gegenüberstehen. Die Söhne Albions haben sich hinter der Front ein Lager angelegt, das sie durch



Von Engländern angelegtes besetztes Lager in Flandern.

uns das durch unser Bild erst recht begreiflich gemacht. Wir sehen, daß die französischen Truppen auf den Maashöhen unmittelbar an ihren Befestigungen langgestreckte strohgedeckte wetterfeste Lehmhütten errichteten, in denen die durch den Kampf ermüdeten Soldaten

hohe Wälle und Sandsäcke schützen. In diesem Lager wird ihnen der Aufenthalt in Flandern natürlich nur so lange behaglich sein, wie das beschauliche Dasein nicht durch einschlagende deutsche Bomben oder Granaten gestört wird.

Fenster und schaut in die Rosenpracht vor dem Hause.

Richard Geldern und Rosa Rosen stehen einander gegenüber. Sie streift ihn mit einem scheuen Blick und sieht zu ihrer Bestürzung, daß er die Rose nicht mehr im Knosfloch trägt. Er hat sie herausgenommen, als er die Heiratsannonce gelesen hat.

„Ich bin Traiteur,“ beginnt er. „Seit vier Jahren arbeite ich in dem Geschäft, wo Ihre Nichte Trude angestellt ist. Ich habe das fleißige, fröhliche Mädchen lieb gewonnen — und ich möchte Sie bitten, ein gutes Wort für mich bei ihr einzulegen, und zwar bald. Denn aus dem Heiratsinserat sehe ich, daß Sie einen Mann für sie suchen und ich möchte nicht, daß mir ein anderer zuvorkommt. Heute abend muß ich bereits wieder abreisen.“

Frau Rosa ist es zu Mute, als stürze die Welt zusammen. Wie betäubt ist sie zuerst von der jähen Offenbarung, die ihr zeigt, daß sie nun einer anderen, jüngeren den Platz räumen muß. Aber als praktisch denkende Frau hat sie sich schnell mit der Lage der Dinge abgefunden. Kann sie selbst kein Liebesglück mehr genießen, das nun mal ein Vorrecht der Jugend ist, dann soll's ihr wenigstens auf andere Weise nützen. Und darum erwidert sie:

„Ich erkläre mich einverstanden. Aber ich mache meine Einwilligung von der Bedingung abhängig, daß Sie die Bewirtschaffung meines Hotels übernehmen und Trude in der Bedienung hilft. Ich will ja auch mitarbeiten, wie bisher. Aber lange mache ich nicht mehr mit, man wird müde.“

Sein Entschluß ist rasch gefaßt. Mit freundlichem Lächeln reicht er ihr die Hand. „Abgemacht!“

Frau Rosa ist bereits wieder zufrieden und ruhig. Sie ruft Trude herein und verschwindet still aus dem Zimmer.

Sie geht in den Garten. Da stehen ihre Rosen in üppiger Fülle, berauschend im Duft, holdselig in ihrem Gewande.

„Rosen und Jugend vergehen so schnell,“ denkt sie, und eine Träne rollt ihr die Wange herab.

wir übriggebliebenen Krieger uns um unseren Hauptmann sammelten, brach ich zusammen. Ich hatte mich mit größter Beherrschung bis zum Ende des Gefechts aufrecht erhalten. Nun konnte ich nicht mehr stehen. Dein Junge hat aber auch einen Lohn erhalten: das Eiserne Kreuz.

Und jetzt liege ich in einem alten belgischen Schloß, das als Lazarett eingerichtet ist. Meine Brust schmerzt nicht mehr so wie vor drei Tagen, als ich hierher kam. Die liebe, blonde Schwester Lätare, die mich pflegt, hat mir gesagt, daß ich bald wieder aufstehen kann. Du brauchst also nicht in Sorge zu sein, Mutterle. Es geht mir verhältnismäßig gut. — Ich habe ein wunderschönes kleines Zimmer. Mein Bett steht am Fenster, und wenn ich mich umwende, sehe ich das Meer. Silbergraue und schneeweiße Vögel fliegen über die brandenden Wogen. Es ist ja jetzt die rauhe Jahreszeit. Dann ist das Meer viel wilder.

Oder ich bewundere den Himmel, und mit den gigantischen eilenden Wolken ziehen meine Gedanken zu dir, Mutterle. Du weißt, wie sehr ich den Himmel liebe: den wolkenbedeckten und den klarblauen, den abendrotleuchtenden und den sterndurchwirkten. Denkst du noch daran, wie ich die arme Witwe bedauerte? Wenn sie aus ihrem Fenster den Himmel sehen wollte, mußte sie sich platt auf die Erde legen, um ein Himmelskleckchen zu erspähen.

Nach der Einrichtung meines Zimmers zu urteilen, muß das Schloß wundervoll sein. Ueber meinem Bett hängt ein Bild, das auch der Mutterle, gefallen würde. Es stellt einen Frauenkopf dar: ein feines ovales Gesicht, sehr schmale Lippen und so edle Schläfen. Etwas überaus Aethersches liegt in dem Gesichtsausdruck. Das Seltsamste aber sind die Augen. Siege ich still in meinem Bett, dann sind die Augen geöffnet. Ich glaube, es liegt daran, daß die Wimpern so lang sind.

Seit heute morgen weiß ich auch, daß die Augen nicht ganz geschlossen sind. Als ich erwachte, blinzelte ich zu dem Bild empor. Da sah ich, daß die seltsame Frau mich aus halbgesenkten Lidern anblickte.

Nun liege ich immer und schaue zu ihr empor. Meer und Himmel werden gründlich vernachlässigt, höchstens der Himmel mal eines Blickes gewürdigt. Es ist auch besser, wenn ich liege, denn das Aufrichten macht mir doch noch ziemliche Schmerzen.

An mein Mutterle.

Von Clara Gill, Berlin.



Mutterle, Mutterle, nun liegt dein großer, starker Junge in einem Lazarettbett im fremden Land. Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen. . . . Es war ein blutiges Gefecht, in dem ich meinen Schuß bekam. Links und rechts fielen die Kameraden. Nur vorwärts! Weiter dachte man nichts. Und endlich war der Sieg unser. Mutterle, das ist ein Gefühl, wenn man weiß, alle die Kameraden sind nicht umsonst gestorben. Ich hatte einen Streifschuß gegen die Lunge bekommen, und als

Ein ganzer Tag ist trübseligen vergangen; aber er ist mir nicht so lang geworden wie die drei ersten. Ich hab mich mit der seltsamen Frau befreundet, Mutterle. Sie tröstet mich mit ihrem Blick. Ich liege stundenlang, sehe sie unverwandt an und — träume. Sie hat mir schon ihre ganze Lebensgeschichte erzählt, Mutterle, wenn der Krieg zuende ist, und ich in deine Arme eile, erzähle ich dir aus dem Leben der seltsamen Frau. Lache nicht über einen Jungen, daß er im Bett liegt und so bunte Träume spinn. Ein deutscher Krieger darf nicht träumen. Aber laß mich Mutter. Es ist ja das Allerhöchste.

Dabei vergesse ich meinen Wunsch, möglichst bald wieder zu meiner Kompag-

nie zurückkehren zu dürfen, um für unser geliebtes Deutschland zu kämpfen, durchaus nicht.

Wenn die Schwester zu mir kommt, die liebe, blonde Schwester, sagt sie mir, ich könne bestimmt bald wieder ins Feld ziehen. Nur solle ich mich schonen, ich müsse mehr ruhen, ganz still liegen. Und Papier und Bleistift will sie mir wegnehmen. Aber ich hab ihr versprochen, täglich nur ein Stückchen an meinem Brief fürs Mutterle zu schreiben. Damit ist die sanfte Schwester Lätare einverstanden.

Wieder ist ein Tag vergangen. Ich schreibe jeden Abend an dich, bevor ich einschlafe. Nachher, wenn ich mein Geschreibsel abende, und du den Briefumschlag öffnest, fallen dir unzählige Briefe in den Schoß, mein einziggeliebtes Mutterle. Wenn meine Wunde erst besser ist, schreibe ich nämlich mindestens drei Briefe täglich an dich.

Der Arzt sagte heute, „ein paar Wochen, dann können Sie wieder losziehen“. Er machte aber kein zufriedenes Gesicht. Ich sagte das der Schwester. Sie hat mich jedoch beruhigt. Er ist eben etwas bärbeißig und soll nie zufrieden aussehen. Es ist ja auch zu verstehen: die vielen verwundeten Krieger, und die meisten sind schwerer verwundet als ich.

Heute kam die Schwester sehr oft zu mir. Ob sich mein Zustand verschlimmert hat? Ich fragte sie. Sie lächelte so sanft und sagte: nein. Aber ich läge so allein in meinem Zimmer, da täte ich ihr leid, und sie wolle ein bißchen mit mir plaudern. Ich hab ihr von dir erzählt, Mutterle, daß ich nur dich auf der Welt habe und du nur mich. Sie war über meine Liebe zu dir so gerührt, daß sie weinte.

Von der seltsamen Frau hab' ich ihr nicht gesprochen. So ein süßes Geheimnis verrät man doch nicht.

Am blauen Himmel sind ganz große grauschwarze Wolkenseken mit weißgoldenen Rändern. Die Wolken rasen. Es scheint stürmischer zu sein als gestern. Ich sehe mir den Himmel an und denke: Wolkentrieg.

Ich bin in Sorge. Jetzt fällt mir erst ein, daß die Schwester gestern weinte, als ich von dir sprach. Ob ich vielleicht — — — Nein, nicht das Wort hinschreiben. Ich muß wieder an die Front, muß leben. Mutterle, mein Mutterle!

Die seltsame Frau hat mich wunderbar getrostet. Ich bin so ruhig. In der Nacht hat sie an meinem Bett gesessen. Ich hab sie gefragt: „Bist du gesund?“ Sie antwortete: „Ja!“ Ich hätte ihr am liebsten die Augen geküßt. Nun bin ich froh. Meine Schmerzen sind auch nicht mehr so stark.

Wenn ich erst ganz genau weiß, daß ich wieder gesund werde, schid' ich die Briefe an dich ab. — — —

Heute kam die Schwester dazu, wie ich in Träumen lag und die seltsame Frau anstarrte. Sie sagte: „Ja, ja, das ist ein altes Bild, das kann schon hundert Jahre alt sein.“ Ich habe beinahe aufgelacht. Die seltsame Frau ist noch jung und sie lebt doch. Sie hat mir erzählt, daß sie bei

Ausbruch des Krieges mit ihrem Vater aus dem Schlosse geflohen sei.

Aber die Schwester weiß ja nichts von der seltsamen Frau.

Wir sehen uns immer an, die seltsame Frau und ich. Dann wünsche ich mir weiter nichts, als ewig in diesem Zimmer zu liegen, meinen Blick in ihren tauchend. Aber ich glaube, ich bin jetzt bald gesund. Meine Schmerzen sind kaum noch zu spüren und seit gestern huste ich auch nicht mehr.

Ich habe mir folgendes überlegt: Sollte ich in den nächsten Tagen das Zimmer verlassen, nehme ich mir das Bild mit. Du brauchst nicht zu fürchten, Mutterle, daß dein Junge stiehlt. Ich schreibe einen Brief, lege da hinein meinen „Notpfennig“, den du mir mitgibst, und befestige den Brief an der Stelle, wo das Bild hing. Ich gebe meine Adresse an, damit der Besitzer das Bild zurückverlangen kann, wenn ihm so viel daran liegt.

Ich weiß gar nicht, ob ich ein paar Tage geschlafen habe oder nur ein paar Stunden.

Eben bin ich erwacht. Es ist Spätnachmittag. Wahrscheinlich war ich morgens etwas matt, bin eingeschlafen und habe selig geträumt. Sicher ist es so. Ach ja, die seltsame Frau saß an meinem Bett und weinte. Nein, das ist kein Traum, das ist Wahrheit. Ich habe sie getröstet. Ich habe ihr gesagt, daß sie mit ihrem Vater bald wieder im Schlosse wohnen könnte. Sie sah mich lange aus ihren halbgeschlossenen Augenlidern an. Da mußte ich, daß ich sie liebe. Ich riß sie an mich. Sie strich mir so sanft das Haar aus der Stirn, genau so sanft wie die Schwester Lätare. Mein Gott, ist es schön, geliebt zu werden.

Ich habe ihr gesagt, wenn der Krieg aus ist, wird sie mein Weib. Und das Schönste, Mutterle, wenn ich wieder ins Feld ziehe, reißt sie gleich zu dir, um dir meine Briefe und meine Grüße und Küsse und meine ganzen Sehnsuchtsgedanken zu überbringen, um bei dir zu bleiben, bis ich auch eines Tages in die Heimat zurückkehre. Ach, wäre der große, herrliche Sieg erst da!

Ich glaube, ich bin jetzt gesund. Morgen früh wird sicher der Arzt sagen, daß ich wieder ins Feld darf. Ich habe gar keine Schmerzen mehr, mir ist so leicht. Nur etwas müde bin ich. Ich will nun schlafen, es ist sicher die letzte Nacht in diesem lieben, lieben Zimmer, schlafen und von euch träumen, Mutterle, und —

„Sehr geehrte Frau! Sie werden meinen Brief wohl inzwischen erhalten haben, in dem ich Ihnen mitteilte, daß ich nach Vorbereitung Ihres Sohnes Ihnen telegraphieren würde, ob Ihr Kommen für den Kranken empfehlenswert sei.“

Ich muß Ihnen nun leider die traurige Mitteilung machen, daß ihr Sohn soeben verschieden ist.

Ich lege meinem Schreiben die Briefe Ihres Sohnes bei und erlaube mir, Ihnen mein aufrichtigstes Beileid auszusprechen. Schwester Lätare.“

Der Federpüschel.

Humoreske von A. Mard.

Eine seltene Glückchance hatte mir ein Mädchen ins Haus gebracht, das nicht nur blicksauber war, sondern auch den heute seltenen Vorzug besaß, ein Original zu sein. Sie verfügte über viel naiven Mutterwitz, nebenbei kam es ihrer intellektuellen Entwicklung zugute, daß ein starker Wissensdrang ihr innewohnte. Zu allen Zeiten plagte sie mich mit Fragen, die, wenn sie auch keine großen Menschheitsinteressen enthielten, doch bunt genug ausfielen, um mir oft schwieriges Beantworten einzubringen. Meine Erwiderungen standen ihr fest wie das Evangelium, das mich mit einem Stolz erfüllte, den ich scheu nennen möchte.

Eines Vormittags ahnte ich nichts Gutes. Helene verweilte, den Aufwisch-eimer in der einen, den Schauerlappen in der andern Hand, vor meinem Sekretär und begann, trotzdem ich schrieb:

„Gnäd'ge Frau!“

„Ja, Helene.“

„Wer ist eigentlich ein Herr und wer nur ein Mann? Und wie ist es mit uns, wer ist 'ne Dame und wer nur 'ne Frau?“

Dies hieß die Pistole auf die Brust setzen. Meine Gedanken mußten schnell arbeiten, sollte sie nicht unangenehm dringlich werden, auch galt es herauszufinden, was ihrem Begriffsvermögen entsprach.

„Sie dürfen nicht sagen, „nur“ ein Mann, denn Männer sind alle, auch die, die man Herr nennt, also der Bettler so gut wie der Kaiser.“

Hier lächelte meine Bedienteste, ein draalles hübsches Mädchen, und zwinkerte mir vielversprechend zu. „Ich weiß,“ bestätigte sie.

„Nun also. Aber Herrn sind die, welche, welche.“ Oh, Gents, ich kann mir und Euch das demütigende Geständnis nicht ersparen: Speziell für meinen Zweck fiel mir augenblicklich keine knappe umfassende Charakteristik ein.

Und Helene, für die in meiner ersten Aufstellung doch wohl etwas Anregendes gelegen hatte, sprang selbst helfend ein. „Herren sind die, die auch alltags Zylinder tragen.“

Die Kühnheit des Satzes überwältigte mich, dennoch wirkte ich, um mit ihr vorwärts zu kommen und ging zur zweiten Hälfte ihrer Frage über.

„Mit uns ist es dieselbe Geschichte, wie ich schon sagte.“

„Frauen sind wir alle,“ fiel mir das Mädchen ins Wort. Sie betrachtete sich unbestohlen in einem Spiegel uns gegenüber und zog die vollen Haare tiefer in die Stirn. Wollte ich mein Ansehen bei Helene nicht einbüßen, mußte ich ihr bei weiterer Folgerung zuvorkommen.

„Man erkennt eine wirkliche Dame daran, daß sie unter ihr Stehende besonders freundlich behandelt. Außerdem ist ein Merkmal: sie kleidet sich nie auffallend und so weiter.“ Mein Brief drängte.

„Und so weiter,“ wiederholte Helene, die mehr Ausführlichkeit wünschte.

Sie schlenkerte mit dem Eimer und entfernte sich, doch sah eine nachdenkliche Falte zwischen ihren blonden Brauen.

Einige Morgen später, als sie wieder

gewichtigen Schrittes mit ihrem Handwerkszeug durch mein Zimmer tappte, gelang ihr eine zweite Annäherung.

„Gnäd'ge Frau.“ Ich hörte auf zu lesen.

Helene setzte diesmal alles nieder und sich in Positur. Aus ihrem Gebahren ersah ich: sie nahm feste Stellung ein zu etwas.

„Gnäd'ge Frau,“ ich bin eine Dame und „meiner“ ein Herr.“

Holla, das war wohl neulich ein Fehlgriff. Hier muß ich einschießen lassen, Vene meinte, wenn sie sich derartig des besitzergreifenden Fürworts bediente, ihren langjährigen Bräutigam. Er war Kaufmann — Materialist — welcher Stand seiner Erfolge nicht besonders paßte, sie fand es „natürlicher“, nur mit den Händen zu arbeiten, wie mit Händen und Kopf.

Der Erklärung gegenüber mühte ich den Weg der goldenen Mitte einzunehmen. „Sie sind beide sehr anständige Leute,“ gestand ich.

Doch, mein Original konnte starrköpfig sein.

„Er ist ein Herr,“ bestätigte es zum zweitenmal. „Gnädige Frau haben mir selbst recht gegeben mit dem Zylinder. Und nu' war ich bei Meyern, den Kleiderhändler hin, der hatte für 'nen Spottpreis eine schöne Angströhre, nur altmod'ich, mit 'ner breiten Krempe. Und damit geht nu' „meiner“ alle Tage auch auf kleine Gänge. Bei'n Heringsumpfen wird doch jeder,“ sie hielt inne und überlegte, „man die Ballonmühe aufstülpen. Für die Hasenheide und den Kienpott sonntag'ich hat er längst einen Zylinder mit einem Schein, wie unser großer Kupferkessel.“

„Es ist gut, wenn man auf sein Neukeres hält,“ ein Gemeinplatz, der mir über den Weg helfen sollte. Fernere Beweisgründe hätten mich Zeit gekostet, auch muß ich eine Schwächeanwandlung gestehen angesichts dieser Propaganda der Tat. Doch stand es anders im Schicksalsbuch — sie war noch nicht fertig.

„Ich bin eine Dame,“ triumphierend kam es heraus. Neulich hat das Milchmädchen, was doch entschieden meine Untergebne ist, mal wieder Milch verplämpert und ich hab' sie nicht angefahren mit „dämliche Zöhre“, wie sonst. „Liebes Kind, Sie müssen besser Obacht geben,“ habe ich sachte zu ihr gesagt. „Und hier,“ sie schwang einen roten Federabstüber wie eine Siegestrophäe. Es fiel mir schon auf, mit welchem mir unbekanntem Instrument sie meine Bilderrahmen bearbeitete. „Dies,“ sprach sie weiter, „is der Schmutz von meinem besten Hut. „Meiner“ sagte schon immer, „das Ding is zu toll, Veneken, die Leute wenden sich nach dir um, du erregst Aufsehen. Nimm das man zum Abwedeln.“ Und nu' sprachen gnäd'ge Frau, „eine Dame darf keine Auffälligkeit haben“, also es klappt, wenn zwei mit solcher verständlichen Bildung es finden. Munter damit. Bloss — zwei Mark fünfzig hat es gekost'it.“ Sie seufzte schwer.

Helene hielt ihre sauer verdienten Nidel sehr fest, ich ersehte den Schaden, zumal ihre festliche Kopfbedeckung ohne die grellen Hahnenfedern, zu abgetnappert aussah, wie sie es bezeichnete. Sie puschelt nun mit dem Wedel, welchen sie degradierte, um sich zur Dame zu erhöhen, voll doppelten Eifers.

Ernst und Scherz

Bergeltung. Ein Dragoner erhielt bei einem Gefecht einen Hieb über den Kopf, und in demselben Augenblicke brach auch sein Pferd getroffen unter ihm zusammen. Anfangs stand der brave Soldat ganz verblüfft da, dann aber wurde er zornig ob dieses Mißgeschicks. Da sieht er in einiger Entfernung einen Artilleristen zu Pferd. Rasch läuft er auf denselben zu, und indem er sich das Blut vom Kopfe wischt, sagt er treuherzig zu dem Artilleristen: „Mensch, gib mir bloß dein Pferd, den Kerl kenn ich!“ und im Nu jagte er hinter dem Engländer her, um die erhaltene Wunde zu rächen.

Nur den Mut nicht sinken lassen. Ein polnischer Soldat sah in der Schlacht bei Gravelotte, daß seinem Kameraden zur Linken der Kopf von einer Kanonenkugel weggerissen wurde. Einige Minuten später wurde der Finger seines Kameraden zur Rechten, eines Landmannes von ihm, von einer Flintenkugel zersplittert. Der letztere ließ sein Gewehr zur Erde fallen und heulte vor Schmerz laut auf. Da rief der Pole unwillig: „Altes Weib, hör' auf zu schreien! Sieh' doch da, dem Franz Natusczel hat eine Kanonenkugel den Kopf weggerissen und er sagt kein Wort.“

Bilderrätsel.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Die verräterische Kuh. Eine Abteilung Feldgrauer wurde in einem unbewohnten Dorfe untergebracht. In einem Hofe waren Kühe zum Schlachten eingetrieben. Da lief in der Nacht eine derselben in einem Hintergebäude die Treppe hinauf und geriet in eine Kammer. Von der gewaltigen Last aber brach der Boden ein, und unter demselben entdeckten die Soldaten zu ihrer Freude einen reichen Vorrat an Wein, Mehl und Getreide, dessen Zugang von außen gut vermauert war.



Wie Grenadier Bumske mit Helm, Gewehr und Schanzzeug etne halbe Kompagnie vortäuscht und die Franzosen mit Hurra auf den Trab bringt.

Allerlei Inschriften. Die Benediktiner auf Johannisberg schrieben über ihren Keller „Bibliotheca subterranea“, d. i. unterirdische Bibliothek. Friedrich der Große schrieb über seine Bibliothek „Nutrimentum spiritus“, d. i. Nahrung für den Geist. Das Berliner Invalidenhaus trägt die schöne Inschrift: „Laeso et invicto militi“, d. i. dem verwundeten aber unbeflegten Soldaten.

Verschiedenheit der Sitten. Wir besteigen ein Pferd von der linken Seite, der Morgenländer von der rechten. Wir trauern schwarz, die Türken weiß. Wir halten es durch die Höflichkeit geboten, daß wir bei Begegnungen uns nach dem Befinden der Angehörigen erkundigen; der Orientale würde dies — besonders wenn sich's um Frauen handelt — für eine Beschimpfung erachten. Der Morgenländer behält die Kopfbedeckung auf, wenn er sein Gotteshaus betritt, legt aber die Fußbekleidung ab; wir tun das Umgekehrte.

Rätsel-Ecke

Rätsel I.

Gast in der Ersten Du ein R,
Ein u dann in der Zweiten,
So schau, daß niemand böse Dir
Im Leben kann's bereiten.

Gast in der Ersten Du ein R,
Ein O, dann in der Zweiten,
Wird's Deinem Weg in finst'rer Nacht
Oft Schwierigkeit bereiten.

Rätsel II.

Die erste Silbe vom ersten Wort
Ist fern von uns im höchsten Nord.
Doch falls Du sie durchaus willst sehen,
Kannst Du auch weit nach Süden gehen.
An Mauern gewahrt Du die Zweit' und Dritte,
Und auch in Räumen, doch nie in der Mitte.

Die erste Silbe vom zweiten Wort
Zeigt sich wohl in jedem Hotel sofort.
Die Zweite jedoch hat jede Lanze
Und jedes Gewehr und manche Pflanze.
Die beiden Worte sind eine ganz nette
Sehr populäre Operette.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Rätsels I: **Pavian, Pavia**; der zweifelligen Scharade: **Feldpost**; des Rätsels II: **Obhut**; der Stat-Ausgabe:

Im Stat lagen Herz-A und Herz-K.
B hatte: Karo-B, Bit-K, Kreuz 10, Kreuz-D, Kreuz 9, 8 u. 7, Herz 10, D u. 7;
C hatte: Kreuz-B, Herz-B, Bit-A, Kreuz-A, Herz 9 u. 8, Karo 10, K, 8 u. 7.

Der Gang des Spiels war:

1. Stich: Bit 9, K u. A — 15
2. " Karo-K, A u. B — 17
3. " Kreuz 9, A u. K — 15
4. " Kar. 10, 9, Kr. 10 — 20
5. " Hj. 8, Bit-D, Hj. 7 + 3
6. " Bit 8, Herz 10, B — 12
7. " Kar. 8, D, Str. 7 + 3
8. " Bit 7, Str. D, B — 5

Die letzten beiden Stiche erhält zwar der Spieler, aber die Gegner haben in ihren Stichen bereits 84 Augen erhalten.

Rachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur A. Hring, Berlin.